

Norbert Höpfner/Manfred Jöbgen

Diagnostik und Jugendhilfe: Szenen einer schwierigen Ehe

Im Nachgang zu den 70er-Jahre-Debatten¹ um Diagnosekonzepte in der Erziehungshilfe steht der Begriff „Diagnose“ für den von einer bedeutenden Gruppe innerhalb des Berufsfeldes ‚Soziale Arbeit‘ als misslungen erachteten Versuch, eine *spezifische Form der Fachlichkeit* hervorzubringen, die den EntscheidungsträgerInnen in den Jugendämtern und anderen Einrichtungen bei der Bewältigung ihrer komplexen beruflichen Anforderungen dienlich sein sollte. Schon an der Tatsache, dass die ‚Pioniere‘ einer modernen psychosozialen Diagnostik in Niedersachsen (Arbeitskreis Psychosoziale Diagnose) sich genötigt sahen, ihre zweifellos ehrenwerten Ziele (vor allem: Verbesserung der *fachlichen Qualität und Wirksamkeit* in der Jugendhilfe etc.²) gegen den befürchteten Übereifer der PraktikerInnen auf den Jugendämtern bzw. in den Heimen abzusichern, indem im Vorwort jener Arbeitshilfe explizit darauf hingewiesen wurde, dass einem „Vollständigkeits- und Objektivitätsmythos“ genauso widerstanden werden müsse, wie der Verlockung, dass diagnostische Ergebnisse für bare Münze zu nehmen seien³, lässt sich die nicht nur unterschwellige Unsicherheit darüber ablesen, ob man hier nicht unbeabsichtigt ein trojanisches Pferd gesattelt hat.

Seit einigen Jahren will nun der Debatte einer geneigten, aber im Grundsatz zerstrittenen Fachöffentlichkeit über Nutzen und Gefahren bzw. Chancen und Risiken pädagogischer Diagnosen als Dauerbrenner nicht mehr so recht die Puste ausgehen. Tagungen, Sammelbände und Schwerpunktheft diverser Fachzeitschriften widmen sich einem Themenspektrum, in dessen Zentrum die Frage nicht nur nach der Notwendigkeit, sondern vor allem nach der Legitimität solcher Unterfangen steht. So versammelt z.B. das Juni-Heft der Zeitschrift »Widersprüche« ein (sicher nicht vollständiges) Spektrum unterschiedlicher Positionen zu dieser offensichtlich hartnäckig ungeklärten Thematik. Die Beharrlichkeit selbst, mit der das Thema seine Präsenz behauptet, lässt sich auf eine einfache Ursache zurückführen, die S. Staub-Benasconi schon im Titel ihres Beitrages anklingen lässt: „Diagnostizieren tun wir alle – nur nennen wir es anders“ (Staub-Bernasconi 2003, S.33). Genau hier liegt auch unserer Einschätzung nach der Hase im Pfeffer, nämlich die „Unhintergebarkeit von Diagnose“ (Schrödter 2003, S. 85):

¹ Vgl. Merchel 1994, S. 45ff; sehr instruktiv auch Grubitzsch (Hrsg.) 1989, S. 19ff.

² Siehe Grubitzsch (Hrsg.) 1989, 58ff.

³ Etwas nebliger formuliert findet sich der Gedanke in Grubitzsch,op.cit., S. 51, wo es heißt: „das in der PSD entwickelte Ergebnis kann nur Hypothesencharakter haben“.

„Wenn Probleme unterschieden werden, kann man bereits von »Klassifikation« sprechen, die dann für soziale Arbeit konstitutiv wäre. Und da in der professionellen Praxis irgendwie eine Vorstellung über den Charakter des konkret vorliegenden Problems des Klienten besteht, also eine Problemdeutung vorgenommen werden muss, ist auch »Diagnose« in dieser zunächst sehr schwachen Bedeutungsvariante für die Soziale Arbeit <...> unhintergebar.“ (Ebd., S. 86f.).

Wenn also nicht sinnvoll bestritten werden kann, dass Entscheidungen, wie sie in der Sozialen Arbeit fortlaufend getroffen werden (und werden müssen!) auf Urteilen beruhen, die – funktionalistisch betrachtet – unvermeidlich diagnostischen Charakter haben, weil sie Anschlussselektionen steuern, also beispielsweise konkretes Interventionshandeln oder Kommunikationsverhalten orientieren, steht die Frage nach dem »Wie« der Diagnose im Fokus. Diese können nämlich Produkt spontaner ‚Bauchberatung‘ sein, sich auf Intuition und Erfahrung berufen oder sich die Urteilsfindung schwer machen, sich an Vernunft binden, Selbstkontrollen auferlegen und stets mit der magischen Plausibilität suggestiver Fehlschlüsse rechnen, kurzum: sich methodischer Kontrolle unterwerfen.

Dessen ungeachtet ist von Seiten der Kritiker völlig zu Recht auf den Umstand hingewiesen worden, dass durch Diagnosen und Prognosen u.U. Etikettierungs-, ja sogar Stigmatisierungsprozesse⁴ begünstigt werden könnten⁵. Ein Analyseinstrument, das in standardisierter Weise, d.h. unter vorab operationalisierte Begriffen, die für relevant gehaltenen Fraglichkeiten im Kontext einer Diagnoseerstellung erhebt, wirft aber eben nicht nur das von den Befürwortern selbst gesehene Problem auf, mitunter eine Verfahrensmechanik zu begründen, die für die Spezifik und Individualität des Einzelfalles blind ist. Mindestens genauso schwer wiegt u.E. die ganz und gar reale Gefahr, die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, die als Entstehungs- und Verlaufskontext den Rahmen darstellen, in dem der Einzelfall *als Einzelfall* seine Besonderung erfährt, durch eine subsumtionslogische Vorentscheidung⁶ stillzustellen⁷, also stillschweigend davon auszugehen, dass es sich um die ewige Wiederkehr des immer Gleichen handelt. Analog zu der in der psychiatrischen Diagnostik heimischen Nomenklatur - wenn auch zugestandenermaßen bei weitem nicht so drastisch - haftet den auf dieser Grundlage

⁴ Karl Späth spricht bezogen auf medizinisch-psychologische Modelle von den Risiken einer „Hierarchisierung“ bzw. „Klientelisierung“, in: Späth, K. 1986, op.cit., S283-290.

⁵ Gutenberg, B./Sprau-Kuhlen, V.: Erziehungshilfen – gegenwärtige Situation und Tendenzen in der Entwicklung, Materialien zum 5. Jugendbericht, München 1980, zitiert nach Rethmann 1997, op.cit., S. 49.

⁶ Wir werden an späterer Stelle noch eingehender auf die wesentlichen Unterschiede zwischen subsumtionslogischen und rekonstruktionslogischen Verfahren eingehen.

⁷ Vgl. Cobus-Schwertner, Inge: Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie: verhängnisvolle Verstrickungen?, in: Deutscher Verein (Hrsg.) 1992, S. 89: „Die psychiatrische Diagnose konstruiert eine Fallgeschichte, die zu einem aktenmäßigen psychiatrischen Karriereverlauf führt. Die erheblichen psychischen Beschädigungen, die aus der materiellen und sozialen Deprivation resultieren, werden dabei nur unzureichend erfaßt und soziale und ökonomische Faktoren, die zu sozial unerwünschtem Verhalten führen, können nicht wahrgenommen werden. Statt dessen stellt die Diagnose das wichtigste Verständigungsmittel über den Betroffenen in der Interaktion der Institutionen untereinander dar.“

vorgehenden Diagnoseverfahren eine methodisch nicht zu rechtfertigende Überbetonung schematisch-deskriptiver Kategorien an, die implizit beanspruchen *müssen*, zeitenthoben zu sein. So wie psychiatrische Verfahren (DSM-IV-R/ICD-10) anhand der Leitdifferenz Gesundheit/Krankheit die jeweilige Symptomatik nach einem Diagnoseschlüssel erfassen wollen⁸, um zu einer Aussage über die falleigenen Entwicklungsstörungen zu gelangen, sind letztlich alle kategorisierenden Verfahren zwangsläufig *unflexibel* im Hinblick auf Neues und hoffnungslos *unterkomplex* im Hinblick auf Reales⁹. Die bisweilen rasanten Veränderungsdynamiken, denen kindliche bzw. jugendliche Lebenswelten ausgesetzt sind, sollen also schlussendlich mit einem Instrumentarium erfasst werden, das neuartige Entwicklungen und Problemstellungen, wie sie die menschliche Lebenspraxis unentwegt hervorbringt, gar nicht als solche identifizieren kann.

Was aber ist eigentlich unter dem vielgepriesenen Ausweg aus dem Dilemma, wie ihn z.B. Karl Späth formuliert, zu verstehen? „Bei der Hilfeplanerstellung geht es also nicht um Diagnostik und Indikationsfindung, die klassischen Vorgehensweisen einer eher expertokratisch, am medizinischen Vorbild orientierten Jugendhilfe, sondern um einen Aushandlungsprozess, bei dem die hilfeschuchenden Personen eine entscheidende Rolle spielen sollen.“¹⁰ Wer je an einem solchen „Aushandlungsprozess“ beteiligt war, wird wissen, wie weit, bei allem aufrichtigen Bemühen diese Schere zu schließen, hier Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen. Nicht nur, dass der Aushandlungsprozess im Falle der Erziehungshilfe oft genug in Situationen installiert werden muss, die sich durch ein Höchstmaß an Irritation, Verzweiflung und Orientierungslosigkeit auszeichnen, auch die Bereitschaft zur Mitarbeit auf Seiten der Betroffenen kann keineswegs einfach unterstellt werden. Zugespißt könnte man sogar behaupten, dass gerade in Fällen, wo eine Beteiligung der „AdressatInnen“ in besonderem Maße unabdingbar ist, um zu einer praxistauglichen Lösung zu gelangen, diese gerade unter erheblich erschwerten Umständen mobilisiert werden muss – wenn dies überhaupt gelingt. Dies betrifft insbesondere Konfliktkonstellationen, in denen sich die Fronten zwischen den Akteuren verhärtet haben oder der Eingriff des Jugendamtes als die unerwünschte Gängelung durch eine staatliche Machtinstanz wahrgenommen wird.

Darüber hinaus darf natürlich nicht übersehen werden, dass partizipative Modelle in sich bereits hochgradig voraussetzungsreiche Interaktionsgebilde darstellen, die selbst dann

⁸ Vgl. Jöbgen 1998, S 18ff; Cobus-Schwertner 1990, S. 78ff.

⁹ Damit ist natürlich in keiner Weise bestritten, dass standardisierte Erhebungen, die mit frequenzanalytischen Mitteln operieren, für bestimmte Zwecke unersetzlich sind. Wo es allerdings um die Strukturen von Individualität oder Subjektivität geht, sind sie untauglich.

Realisierungsschwierigkeiten aufwerfen, wenn der Idealfall allseitiger Bereitschaft zu konsensuellem Handeln vorliegt. In einer von F. Herrmann vorgelegten Studie ist das außerordentlich vielschichtige Geflecht unterschiedlicher Einflussfaktoren, Antezedenzbedingungen und differentiellen Interessenlagerungen der Beteiligten am Beispiel der Jugendhilfeplanung herausgearbeitet worden. Gerade weil der Autor keine Alternative zu den partizipativen Verfahren der Entscheidungsfindung sieht, liest sich seine kritische Bestandsaufnahme stellenweise wie eine ‚Anleitung zum Unglücklichsein‘.

„Partizipationsverfahren schaffen keinen »herrschaftsfreien Raum«: Auch hier findet man auf den individuellen Nutzen bezogenes, strategisches Verhalten von Akteuren, die Ergebnisse möglicherweise verzerren oder erreichte Konsense wertlos machen können. Auch hier werden weniger privilegierte Akteure mit den Grenzen ihres Einflusses konfrontiert, die Engagement fragwürdig machen und Gefühle von Mißachtung, Frustration und Machtlosigkeit erzeugen können. Auch hier bilden sich vergangene Mißachtungserfahrungen und Konflikte zwischen den Akteuren ab, die nur bedingt bearbeitbar sind. Die Grenze, an der Partizipation zur »Alibiveranstaltung« wird, ist fließend.“¹¹

Was aber kann getan werden? In der Regel sind es gerade die familialen Krisen- und Konfliktszenarien, die eine schnelle und situationsadäquate Lösung verlangen. Zwar sieht das KJHG im § 36 das „Zusammenwirken mehrerer Fachkräfte“ vor, doch über welche Kompetenzen müssen diese eigentlich verfügen, damit erfolgreich entschieden und gehandelt werden kann? Das, was in der Jugendhilfe unter dem Stichwort „Fachlichkeit“ diskutiert wird, hat eine frappante inhaltliche Nähe zu dem, was man in der Anfangszeit der sozialen Arbeit unter „Sozialer Diagnose“ verstanden hatte¹². Und was anderes als »Diagnostik« ist es, was J. Merchel vor Augen hat, wenn er schreibt:

„Die Skepsis gegenüber Diagnose-Konzepten in der Jugendhilfe hat jedoch nichts zu tun mit einer Reduktion von Fachlichkeit. Es besteht weiterhin die Notwendigkeit, die Lebensgeschichte und die Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen wahrzunehmen, sie zu deuten und in diesem gemeinsamen Deutungsprozeß pädagogisch tragfähige Perspektiven zu entwickeln. Für die Gestaltung dieses Prozesses ist ein hohes Maß an Fachlichkeit erforderlich: Es bedarf neben einer guten Kenntnis des differenzierten sozialen Hilfesystems sowohl einer ausgebildeten Fähigkeit zur Situationswahrnehmung und Situationsdeutung als auch einer spezifischen kommunikativen Kompetenz, die eine reale Beteiligung der Adressaten ermöglicht, produktive Impulse in die Aushandlungsprozesse hineinzugeben vermag u.a.m. Professionalität bei der Hilfeplanung erweist sich in der Fähigkeit, mit komplexen Situationen umzugehen, sich auf unterschiedliche Deutungen einzulassen und mit diesen perspektivisch arbeiten zu können, Situationen mit Hilfe theoretischer Kenntnisse zu interpretieren, Wege der Weiterentwicklung von Adressaten zu denken und gemeinsam zu strukturieren, Hilfeverläufe einer gemeinsamen Bewertung zu unterziehen.“¹³

¹⁰ Karl Späth 1994, S. 58.

¹¹ Herrmann 1998, S. 271f.

¹² Vgl. Jöbgen 1998, S.22ff

¹³ Merchel 1994, S. 61f

Angesichts einer solchen Auflistung basaler Handlungskompetenzen und Verfahrensfertigkeiten fragt sich freilich erst recht, warum es nicht statthaft sein soll, diese Qualifikationen unter dem Begriff „diagnostische Kompetenz“ zu versammeln. Ja es drängt sich geradezu der Eindruck auf, dass hier eine Handlungs- und Entscheidungsressource, wie man die diagnostische Kompetenz auch bezeichnen könnte, nur deshalb einen schlechten Leumund hat, weil es im Rahmen professioneller Distinktionsstrategien zweckdienlich erscheint, eine maximale Distanz zu den technokratieverdächtigen Konzepten der Psychiatrie und behavioristischen Psychologie zu markieren. Wir sehen im Gegensatz dazu nicht den geringsten Anlass dafür, auf einen Terminus zu verzichten, der genau das bezeichnet, was den Zweck unseres Tuns ausmacht, nämlich zu einer „unterscheidenden Beurteilung“ (Duden-Definition von Diagnose) zu gelangen.

Gerade die Familie als der Ort der Vorbereitung auf Gesellschaft ist in besonderem Maße einem Veränderungsdruck ausgesetzt¹⁴, der für die gegenwärtigen Sozialisationsbedingungen, die Kinder und Jugendliche antreffen, erhebliche Bedeutung hat.

„Durch die Zunahme von Trennung, Scheidung und Wiederverheiratung erfährt ein wachsender Anteil von Kindern Familie nicht mehr als im Zeitverlauf stabile Intimgruppe, sondern wird mit Diskontinuität, Trennung und Wechsel der Bezugsgruppe konfrontiert. (...) All diese Wandlungstendenzen im Bereich der Familie haben als gemeinsamen Hintergrund die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse im Übergang zur Postmoderne. Die Lebensverhältnisse und Biographien unterliegen der zunehmenden Differenzierung, Enttraditionalisierung und Individualisierung, damit verbunden einer Tendenz zu steigenden Ansprüchen an Personalisierung und Selbstverwirklichung, mit denen Ehe und Familie als Institution und als Lebensform nicht Schritt halten können.“¹⁵

Wenn diese kursorisch umrissenen zeitdiagnostischen Aussagen zutreffen, scheint sich die Situation für die soziale Arbeit in einer Weise zu verkomplizieren, die an die Grenzen der Belastbarkeit ihres Personals führt. Denn eine rationale Entscheidung im Kontext der Erziehungshilfe zu treffen, also eine solche, die die Autonomisierung des Kindes oder Jugendlichen *voranbringt*, bedeutet in jedem Fall, ein Verständnis der konkreten Lebensumstände zu erarbeiten – und das angesichts einer Diversifizierung, die sich in die holzschnittartigen Erkenntnisschablonen der akademischen Modelle nicht recht einpassen lassen wollen, seien sie der Soziologie, der Psychologie oder erst recht der Psychiatrie entnommen.

¹⁴ Vgl. zur Veränderung im Bereich Familie und Erziehung auch: Pettinger 1992; Shell-Jugendstudie 1997; Allert et al. 1994; Allert 1998; Hurrelmann 1994; BMFSFJ (Hrsg.): 10. Kinder- und Jugendbericht; Beck 1986, S. 195 ff; Georg 1997

¹⁵ Münchmeier 1998, S. 31ff.

Ein Ausweg aus dieser Lage möchte das u.a. von Hans Thiersch propagierte „Konzept Lebensweltorientierung¹⁶“ sein:

„Kinder und Heranwachsende haben wir im Kontext ihrer Lebenswelt gesehen, im Kontext also der diese strukturierenden ökonomischen und sozialen Bedingungen, im Kontext des Feldes der sozialen Beziehungen, ihrer Familie, ihrer Freundschaft, ihrer Erfahrungen in der Schule und auf der Straße; wir haben Kinder in ihren Stärken und ihren Ressourcen und in ihren Belastungen und ihren Problemen verstanden, und wir haben sie in ihrer Biographie, im Prozeß also von Entwicklungsaufgaben, in Nacheinander unterschiedlichen Situationen gesehen, - also z.B. in Situationen des Übergangs zwischen verschiedenen Familiensettings, zwischen Familie, Kindergarten und Schule, im Kontext aber auch der Brüche und Neukonstellationen in ihrer Lebenswelt, wie sie z.B. durch Arbeitslosigkeit, Armut, Scheidung oder Krankheit der Eltern bedingt sind. Wir haben schließlich Kinder in der heutigen Lebenswelt gesehen, die immer auch bestimmt sein kann durch Erfahrungen mit der Jugendhilfe, die ihrerseits Aufgaben und bisweilen ja auch Probleme ergibt, die bewältigt werden müssen.“¹⁷

Herzstück dieses Konzeptes ist offensichtlich der Terminus „Verstehen“, wie er auch in der qualitativen Sozialforschung gebräuchlich ist. Die Operation des Verstehens richtet sich zudem auf „Kontexte“, d.h., es geht *nicht* um die Extrapolation von Problemindikatoren aus einem ansonsten allenfalls als Begleitgeschehen vernachlässigten lebensweltlichen Gesamtzusammenhang, sondern diesem soll in seinem Verweisungsreichtum Rechnung getragen werden¹⁸. So weit, so gut. Programmatisch scheint dieser Ansatz dem Postulat nach der *Wirklichkeitsangemessenheit* Sozialer Arbeit Rechnung zu tragen, allein: Welche konkreten Kompetenzen sind notwendig, um die Transformation in die Praxis zu gewährleisten? Eine Praxis übrigens, deren Nichtbewältigung oft genug fatale Konsequenzen nach sich zieht, auch und gerade im Sektor Erziehungshilfe.

„Professionelles Handeln zeichnet sich in diesem Sinne nicht durch Technologieorientierung und dogmatische Regelbefolgung aus, sondern durch ein Fallverstehen, für das wissenschaftliches Wissen nur ein notwendiges Element darstellt. Ergänzt werden muss dies durch Erfahrungswissen und hermeneutische Sensibilität für den Fall.“¹⁹

Seit langem werden die Standards der Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit unter dem Stichwort „Professionalisierung“ diskutiert²⁰. Darunter wird sehr verschiedenes verstanden. Das mag man bereits an den Stichworten ablesen, die J. Reichertz nach einer Durchsicht der neueren Diskussionsbeiträge auflistet:

¹⁶ Vgl. dazu auch Rethmann 1997, S. 101ff.

¹⁷ Thiersch Juli 1998, S. 14

¹⁸ Genau dieses Verständnis ist es, das der vorgetragenen Untersuchungsperspektive ihre Realitätstauglichkeit sichert. Würde sie, was in den Sozialwissenschaften weit verbreitet ist, Gesellschaft in Lebenswelt aufgehen lassen, müßte sie sich zwangsläufig in die Widersprüche eines hermeneutischen Idealismus verstricken, wie Habermas ihn in gewohnt scharfsinniger Weise dekonstruiert. Vgl. Habermas 1981, Bd.2, S. 223ff.

¹⁹ Ferchhoff/Kurz 1998, S. 23

²⁰ Vgl. dazu z.B. Groddeck/Schumann (Hrsg.) 1994; Gildemeister, R. 1992, Schütze 1994, Oevermann 1990 und 1995, um nur einige zu nennen

„da ist von ‚Laisierung‘, ‚Expertisierung‘, ‚Deprofessionalisierung‘, ‚alternativer Professionalisierung‘ und anderem Kurzweiligen die Rede. Trotz dieser Vielfalt lässt sich ein gleichbleibender Tenor in der Debatte ausmachen: Manche (akademische) Berufe sind professionalisiert (klassische Fälle: Arzt, Jurist, Wissenschaftler, Priester, Therapeut), andere nicht (klassische Fälle: Ingenieur, Lehrer, Sozialarbeiter, Sozialpädagogen); wortreich weisen nun die geschmähten Sozialarbeiter/Sozialpädagogen (in deren Kreis das Thema ‚Profession‘ seit Jahren ein Renner ist), auf die Gefahren einer Nicht-Professionalität hin, und sie versuchen zugleich (meist mit einer eleganten Doppelstrategie) zum Gral (sprich: echte Professionalität) zu gelangen.“²¹

In Anlehnung an Ulrich Oevermann, dessen Konzept hier eine inhaltliche Nähe zu dem von Fritz Schütze aufweist, verstehen wir Professionalität generell als die widersprüchliche Einheit unterschiedlicher Elemente: das In-Anschlag-Bringen abstrakten Expertenwissens (subsumtionslogische Dimension) und das auf die konkrete Individualität des Falles gerichtete Bemühen, diesen im Kontext seiner Lebensgeschichte zu verstehen (rekonstruktionslogische Dimension), damit eine darauf aufbauende, dem Diktum »Hilfe zur Selbsthilfe« nicht nur deklamatorisch folgende Interventionspraxis eröffnet werden kann.

Folgt man Fritz Schützes Befunden²², stellt sich die empirische Situation des Berufsfeldes Soziale Arbeit als ein Geschehen dar, das aufgrund unterschiedlichster Veranlassungen der technisch-instrumentellen Problembearbeitung den Vorzug gibt. Hier sorgen nämlich, so könnte man Schütze zuspitzen, ökonomisierende Routinen de facto dafür, dass der Klient von vornherein nur unter einem spezifischen Blickwinkel betrachtet wird, dass nicht zum vermeintlich engeren Kreis des Problemfokus gehörende lebenspraktische Elemente ausgeblendet werden und dass schließlich Verfahrensprozeduren zur Anwendung gelangen, deren Ziel eine technizistisch-manipulativ hergestellte Vereinfachung der Fallbearbeitung in Aussicht stellen. „Andererseits ist die Ausblendung der biographischen Prozesse und Hintergründe gerade im Sozialwesen mit dem Verzicht auf das adäquate Erkennen und Bearbeiten der Fallproblematik verbunden“²³.

Folgt man der kritischen Bestandsaufnahme Schützes weiter, lassen sich zunächst zwei - praktisch immer verschränkt auftretende – Verursachungskomplexe identifizieren, die zu einer absehbaren progredienten Zuspitzung der Situation führen werden bzw. geführt haben: eine in der Entwicklungsdynamik der die soziale Arbeit umgebende Organisationsstrukturen liegende Präferenz für zweckrationales und auf den „äußerlichen Wirkungsnachweis ausgerichtete“²⁴ Eindimensionalität in der Bewältigung der Berufsarbeit und eine von diesen einschnürenden Vorgaben (Zweckprogrammierung) zusehends verunsicherte Berufsidentität,

²¹ Reichertz 1993, S. 205

²² Vgl. Schütze 1992

²³ Ebd., S160

die z.B. im boomartigen Anwachsen der Supervisionsnachfrage ihren konkreten Niederschlag findet. Geht man davon aus, dass „die professionelle Berufsarbeit (im Feld soziale Arbeit, d.A.), obwohl sie auf besonderen Sinnweltbereichen und mächtigen Handlungsverfahren fußt, nicht nach dem Modell kalkulierten zweckrationalen Planens und Implementierens funktioniert, sondern der hermeneutisch-kommunikativen bzw. interpretativ-dokumentarischen (...) Logik folgt“²⁵, ergibt sich, dass die PraktikerInnen des Berufsfeldes vor allem solche Methoden beherrschen sollten, die auf ein *methodisch abgesichertes Fallverstehen* abzielen.

Wenn es zutrifft, was G. Rosenthal der Biographieforschung zutraut, erhebt sich die Frage, warum die Soziale Arbeit sich diese nicht schon längst einverleibt hat. Denn unstrittig dürfte eines sein: Wann immer die Soziale Arbeit z.B. im Rahmen ihres durch das KJHG definierten Aufgabenspektrums im Bereich »Hilfen zur Erziehung« tätig wird, hat sie es unvermeidlich mit Biographien zu tun. Ihre Klientel, ob Eltern oder Kinder/Jugendliche ist i.d.R. an einem lebensgeschichtlichen Punkt angelangt, der eine Aktivierung fremder Hilfeleistungen unumgänglich erscheinen lässt. Um zu einem Verständnis der Lage, in der sich die Hilfesuchenden befinden, zu gelangen, wird naturwüchsig die biographische Kommunikation herangezogen, d.h., die Betroffenen werden ermuntert ihre Situation zu schildern, die vermuteten Auslöser der Fehlentwicklung zu bezeichnen und schließlich auch mögliche Korrekturpotentiale aufzuzeigen:

„In der »biographischen Selbstpräsentation« finden wir nicht nur Zugang zum lebensgeschichtlichen Prozess der Internalisierung der sozialen Welt im Laufe der Sozialisation, sondern auch zur Einordnung der biographischen Erfahrungen in den Wissensvorrat und damit zur Konstitution von Erfahrungsmustern, die zur gegenwärtigen und künftigen Orientierung in der Sozialwelt dienen.“²⁶

Im Gegensatz zu der oben angesprochenen alltagskommunikativen Abklärung biographischer Sachverhalte, die gänzlich unmethodisch – *dadurch natürlich nicht per se insuffizient* – ein ganz und gar unspektakuläres Schema in Anspruch nimmt, sehen wir in der Methodisierung der Datenerhebung, so wie F. Schütze sie für das Narrative Interview beschreibt, einen erheblichen Fortschritt:

„Das autobiographische narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickung und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt möglich ist. Nicht nur der »äußerliche« Ereignisablauf, sondern auch die »inneren Reaktionen«, die Erfahrungen des

²⁴ Ebd. S. 164

²⁵ Ebd. . 163f

²⁶ Rosenthal 1995, S. 13

Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern, gelangen zur eingehenden Darstellung. Zudem werden durch den Raffungscharakter des Erzählvorgangs die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet, markiert und mit besonderen Relevanzsetzungen versehen. Schließlich kommen auch Stümpfe der Erfahrung von Ereignissen und Entwicklungen zum Ausdruck, die dem Biographieträger selbst nicht voll bewußt werden, von ihm theoretisch ausgeblendet oder gar verdrängt sind oder doch zumindest hinter einer Schutzwand sekundärer Legitimationen verborgen bleiben sollen. Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder den theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert.“²⁷

Hier nun also ist der erste Teil der Antwort auf die weiter oben gestellte Frage, wie angesichts einer fortschreitenden Pluralisierung jugendlicher Lebenslagen zu einer angemessenen Form des Verständnisses auf Seiten der PraktikerInnen gelangt werden könnte. Die von Schütze entwickelte Form der Datenerhebung stellt darauf ab, „die Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich“ darstellen zu können. Als Datengrundlage für eine sich daran anschließende und darauf aufbauende hermeneutische Analyse ist die so gewonnene lebensgeschichtliche Erzählung eine ideale Grundlage dafür, darzustellen, wie ein Individuum seine Umwelt erlebt, seinen Alltag organisiert, sich selber verortet etc., ohne dass man seinen Selbstdeutungen folgen muss, wozu in letzter Konsequenz die der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik verpflichteten Ansätze neigen.²⁸

Mit der objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns steht ein analytisches Instrument zur Verfügung, das seit über zwanzig Jahren in einer Vielzahl wissenschaftlicher Studien erprobt und weiterentwickelt wurde. In seiner praktischen Dimension erfüllt es unseren Erfahrungen zufolge in geradezu idealer Weise all jene Ansprüche, die das Postulat nach »Fallverstehen« in der Sozialen Arbeit mit sich bringt. Die objektive Hermeneutik wendet sich insbesondere gegen eine Auffassung von »Verstehen«, die wir weiter oben als *Subsumtionslogik* bezeichnet haben:

„Im rekonstruktionslogischen Vorgehen ist also das Modell nicht das Ergebnis einer nach Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten gerechtfertigten Konstruktion des Wissenschaftlers, die von außen an die Wirklichkeit herangetragen wird und sie mehr oder weniger zweckmäßig abbildet, sondern immer das Ergebnis einer Rekonstruktion von Sequenzen. Insofern verkörpern sie Strukturgesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit selbst. Die rekonstruierten Modelle operieren in der Wirklichkeit.“²⁹

²⁷ Fritz Schütze: Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für soziale Arbeit und Sozialpädagogik, Heft 3, 1983, S. 283f

²⁸ An dieser für unser hermeneutisches Selbstverständnis zentralen Stelle sehen wir die wichtigste Unterscheidungslinie zu anderen, sich ebenfalls hermeneutisch verstehenden Konzepten. Es ist hier nicht der Ort, die Auseinandersetzung zwischen unserem und dem derzeit wohl prominentesten Ansatz der hermeneutischen Diagnostik in der Jugendhilfe, wie er von K. Mollenhauer und U. Uhlendorff vorgelegt wurde, zu führen.

²⁹ Oevermann März 1996, S. 27.

Ziel der hermeneutischen Textbearbeitung ist es, zu einer *Strukturhypothese* zu gelangen. D.h. im Zentrum der Analyse stehen die in einem Text, also z.B. einer biographischen Erzählung enthaltenen Ausdrucksgestalten, „in denen sich uns die psychische, soziale und kulturelle Erfahrungswelt präsentiert“³⁰. Diese enthalten aufgrund der Tatsache, *das jedes soziale Handeln sich regelgeleitet vollzieht*, jenseits dessen, was das Individuum damit jeweils an konkretem Sinn verbindet (Intention), eine objektive Bedeutung, die im Regelfall vom subjektiven Verständnis auf aufschlussreiche Weise abweicht. Was hier theoretisch aufbereitet nach einer anspruchsvollen gedanklichen Operation klingt, erweist sich bei näherer Betrachtung als eine in der Alltagskommunikation wie selbstverständlich in Anspruch genommene Unterscheidung. Da wir ja gar nicht mit letzter Sicherheit wissen *können*, was uns ein Dialogpartner mitteilen möchte, sind wir, in allerdings *erheblich* abkürzender Weise, darauf angewiesen, die *möglichen* Bedeutungen einer Aussage daraufhin zu überprüfen, mit welcher Wahrscheinlichkeit sie dem entsprechen, was uns mitgeteilt werden sollte. Dieses Prinzip gestattet uns schließlich, mit einer für den Alltag ausreichenden Trefferquote Verständigung sicherzustellen. Bei extensiver Anwendung dieses Prinzips im kontrollierenden Rahmen einer umfassenderen *Kunstlehre*, die einen Kanon methodischer Regeln umfasst, gelangt man in verblüffend kurzer Zeit zu einer präzisen Einsicht in das, was man die konkrete Individualität eines Falles oder dessen Fallstruktur nennen könnte. Bezogen auf eine biographische Erzählung ist es somit möglich, ein vollständiges biographisches Orientierungsmuster zu rekonstruieren.

Wir werden im folgenden Abschnitt in aller gebotenen Kürze den praktischen Nutzen einer solchen Vorgehensweise demonstrieren und zwar an einem von uns bearbeiteten Fall aus der Erziehungshilfe. Wir möchten hier plausibilisieren, dass nur eine strikt sequenzanalytisch operierende Deutungstechnik in der Lage ist, zu einer Einsicht in die sinnhaften Tiefenstrukturen zu gelangen, ohne die eine angemessene – und das heißt immer: auf maximal mögliche Autonomisierung des jeweiligen Individuums gerichtete – Interventionspraxis nicht auskommen kann.

Die nachfolgende Interviewpassage ist aus einem Interview mit einem zum damaligen Zeitpunkt sechzehnjährigen Jugendlichen (Dominik) entnommen, der unmittelbar vorher von einer einjährigen erlebnispädagogischen Fahrrad-Tour auf der iberischen Halbinsel zurückgekehrt war. Anlass für diese Maßnahme des Jugendamtes war die dort herrschende Überzeugung, dass Dominik ein aufgrund seiner rebellischen Grundhaltung in konventionellen Betreuungssettings nicht integrierbarer Jugendlicher sei, dem vermittels jener

³⁰ Ebd., S. 1

einzelpädagogischen Intensivbetreuung in einem alltagsentlasteten Szenario der Sinn sozialer Kooperationsregeln nahe gebracht werden sollte. Die Devianzunterstellung sollte sich aus Sicht des zuständigen Jugendamtes auch darin verifizieren, dass die Maßnahme im Nachgang als fundamental gescheitert bewertet wurde, da Dominik gleich drei sich den pädagogischen Staffelstab übergebende BetreuerInnen zermürbt hatte, die in den einschlägigen Berichten folglich auch kaum ein gutes Haar an ihm lassen. Insbesondere seine „Verweigerungshaltung“, mit der er durchgängig den Verlockungen der BetreuerInnen, sich doch z.B. den „Naturschönheiten“ zu öffnen etc., erlebten jene als eine Art Dauerprovokation, die das Interaktionsklima während der Reise erheblich belastet hatte.

Zur Vorgeschichte Dominiks muss man wissen, dass er seit seinem achten Lebensmonat als „Schreikind“ in einer Heimfamiliengruppe einer fundamentalistisch orientierten protestantischen Freikirche untergebracht war und die Verhaltensschwierigkeiten erst ca. ein Jahr vor der Reise manifest geworden sind. Der nachfolgende Ausschnitt stellt den Interviewbeginn dar.

„Gut damit ich dich kennenlernen kann möchte ich dich bitten mir (.) deine Lebensgeschichte zu erzählen und zwar so (.) dass du da anfängst wo du dich am frühesten erinnern kannst also das früheste was dir einfällt (.) Ja also (.) wir haben meine meine Pflegemutter hat mir halt so Sachen gesagt und ich weiß nicht genau ob das stimmt (.) das kann sein ich weiß nur daß ich weiß nicht genau ob das stimmt also (.) acht Monate Alter (.) hat mein spanischer Vater und meine halbgriechisch-halbdeutsche Mutter mich abgegeben (.) aus welchen Gründen auch immer (.) die sagt ähm (.) meine Mutter sagt die hatten (.) hätten die Pille sowieso genommen hätt nicht gewirkt ich bin trotzdem gekommen (.) ich weiß nicht ob dat stimmt (.) *Mhm* (.) so (.) dann bin ich halt so zu der Familie gekommen (.) *Zu ‘ner Pflegefamilie?* Ja Frau Funk (.) C-Stadt *mhm* (.) und dann ähm hab ich da halt gewohnt und irgendwann ist halt der Pflegevater ausgezogen ich weiß auch nicht mehr wann dat war (.) weil dann hat war ich halt nur noch war ich halt alleine noch (.) dann ging dat los mit dem ganzen Streß und da (.) und dann wurd der wurd der Vater durch die Regeln ersetzt (.) und dann ging das immer schlimmer (.) na dann bin ich halt äh achtundneunzig (.) nach den Ferien bin ich halt da raus (.) war kurz nach den Ferien (.) weil das ja war zu schlimm gewesen (.) da diese diese Regeln die haben mich angekotzt (.) man mußte immer zum Abendessen da sein (.) keiner meiner Freunde die mußten dat (.) also ich mußte immer um viertel vor sechs um halb sechs (.) kommt drauf an wie die halt drauf war muß ich da sein (.) und wenn ich dann rausgegangen bin war keiner mehr da (.) ist klar (.) weil die alle weg waren (.) ja (.) und dann (.) irgendwann hieß et (.) diese Treppe darf man nicht hochgehn (.) dann (.) ist da ‘n

Haustürschlüssel darf darf man nicht kriegen (.) dann darf man gar nicht an den Kühlschrank gehn außer zu den gewissen Zeiten (.) und das war mir einfach irgendwann zu doof (.) dann bin ich gegangen (.) also ich hab halt einfach mal ich bin nicht abgehauen so hab ich gesagt ich pack meine Koffer und so (.) hat die halt mir noch mitgeholfen da so'n paar Sachen in die Tüte zu stopfen (.) und dann bin ich erst mal raus in so (.) 'ne ehemaliges (.) Schwesternheim das war das stand leer (.) Fenster waren halt noch da (.) ging Strom und Wasser und so (.) da ist aber keiner mehr hingegangen außer die (.) Penner die ich da kannte (.) und hab ich da halt meine Sachen hingekloppt dann erstmal in die Stadt (.) hab mir wat zu Fressen geholt im Supermarkt ohne Geld natürlich (.) hatt' ja nix dabei (.)“

Es ist in diesem Rahmen natürlich nicht möglich, auf alle relevanten analytischen Dimensionen Bezug zu nehmen, so dass wir uns darauf beschränken, einen zentralen Aspekt zu fokussieren, nämlich die subjektive Sicht der Entstehung und Entwicklung der Schwierigkeiten, die Dominik vorträgt. Nachdem schon die ersten Zeilen auf ein tief greifend zerrüttetes Vertrauensverhältnis mit seiner Pflegemutter hinweisen, kommt er auf die ‚Schikanen‘ zu sprechen, denen er nach dem Auszug („ich weiß auch nicht mehr wann dat war“) seines Pflegevaters ausgesetzt gewesen sein will. Es ist an dieser Stelle außerordentlich hilfreich, sich einmal gedankenexperimentell in die Position des Fallzuständigen auf dem Jugendamt zu versetzen, dem Dominik seine Version der Geschichte berichtet und der im Vorfeld auf einen regelrenitenten Jugendlichen, der systematisch die Gruppenharmonie zerstört habe, vorbereitet wurde. Er lebte zeitweise mit zehn anderen Jugendlichen zusammen, die von einem Ehepaar (Lehrer und Einzelhandelskauffrau) betreut wurden und die einen leiblichen Sohn etwa in Dominiks Alter hatten. Im Nachgang zur Trennung des Paares zog der Ehemann aus und sein Kontakt zu Dominik brach schließlich einige Zeit später auch ab, nachdem sich aus Sicht der Pflegemutter gezeigt hatte, dass Besuche beim ehemaligen Pflegevater den Jungen aggressiv machen würden. Aus Sicht des Jugendamtes handelte es sich hier um einen nicht weiter problematisierten Betreuerwechsel, wie er in Heimeinrichtungen gang und gäbe ist.

Dominik trägt also vor, dass ihn die „Regeln“, denen er sich nach dem Weggang des „Vaters“ zu fügen hatte, „angekotzt“ hätten und es in der Folge sogar immer schlimmer wurde. Nun ist die Normalformerwartung beispielsweise des Fallzuständigen angesichts einer solchen Eröffnung vermutlich gewesen, dass nun Belegerzählungen folgen würden, die intersubjektiv mindestens verständlich machen können, dass es hier um Regeln ging, deren subjektive Unzumutbarkeit wenigstens nachvollzogen, wenn auch nicht geteilt werden kann. Stattdessen schildert Dominik, dass er pünktlich zum Essen erscheinen musste, eine bestimmte Treppe

nicht mehr benutzen durfte, den Kühlschrank nur zu bestimmten Zeiten öffnen durfte und keinen Haustürschlüssel zur Verfügung hatte. Angesichts dieser Restriktionen, die als Hausregeln zu den Standards vieler Heime gehören und integrale Bestandteile der Alltagsorganisation sind, kann es nicht überraschen, dass der Jugendamtsmitarbeiter in dieser Aufzählung nachgerade den Beweis dafür gesehen hat, dass dieser Jugendliche in eine Fundamentalopposition getreten ist, die mit niederschweligen pädagogischen Ansätzen nicht zu bearbeiten sein würde. Um seiner Sorgfaltsverpflichtung Genüge zu leisten, hat er sich, wie wir in Erfahrung bringen konnten, gleich mit einer ganzen Gruppe weiterer Fachkräfte intensiv kollegial beraten, ist mit dem Jugendlichen mehrfach in den Dialog getreten und sah abschließend offensichtlich dennoch keine andere Möglichkeit als die erwähnte Erlebnistour, zu der sich Jugendämter angesichts der immensen Kosten erfahrungsgemäß nur sehr zögerlich und nur bei Vorliegen einer für schwerwiegend gehaltenen Indikation bereit finden.

Wir konnten in der Analyse herausarbeiten, dass hier bei allem Bemühen seitens der Fachkräfte dennoch gleichsam vollkommen an der Entwicklungsproblematik des Jugendlichen vorbeidiagnostiziert wurde. Neben dem Interview standen uns die Familiendaten der Pflegefamilie zur Verfügung. Im Kontext der Datenanalyse konnte festgestellt werden, dass Dominik aufgrund der spezifischen Paardynamik zu einem Projekt seines Pflegevaters wurde oder zugespitzt ausgedrückt: zu einem Instrument seines Bemühens, der Okkupation des leiblichen Sohnes durch seine Frau durch ein Gegenstrategie zu begegnen. Das Paar war nicht nur seit der Geburt des leiblichen Sohnes unversöhnlich zerstritten, sondern es dauerte insgesamt zwölf Jahre, bis der Pflegevater dem Drängen seiner Frau nachgab, nun endlich auszuziehen. Die Beharrlichkeit, mit der er seine Position verteidigt hat, das sei hier am Rande erwähnt, ist eine kuriose Folge seiner eigenen Vaterorientierung, die ihm ein Zurückweichen vor Schwierigkeiten als ‚unmännlich‘ hätte erscheinen lassen. In dieser Zeit war es also der Pflegevater, der zum einen dafür sorgte, dass Dominik in dem Bewusstsein aufgewachsen ist, ein quasi-leibliches Kind zu sein, was als biographische Mystifikation später eine leicht aktivierbare Kränkungsdisposition hat entstehen lassen. Zum anderen war die Einbindung in das Kernfamiliensystem jedoch stets so fragil, dass Dominik einen Habitus kultivierte, der ihn in eine maximale Distanz zu den anderen Heimkindern gebracht hat, die er im weiteren Interviewverlauf verschiedentlich sehr verächtlich erwähnt.

Vor dem Hintergrund dieser kursorischen Ausführungen liest sich die obige Interviewsequenz eben nicht mehr als Ausdrucksgestalt der idiosynkratischen Befindlichkeitsstörung eines pubertierenden Jugendlichen, der lautstark eine Sonderbehandlung für sich reklamiert,

sondern als Dokument eines dramatischen Statusniedergangs, der von massiven Verlustängsten begleitet Verhaltensweisen begünstigt, die der Aufrechterhaltung eines prekären Selbstkonzeptes dienen sollen. Wie unverzichtbar dieser Kampf um Anerkennung aus Sicht Dominiks gewesen sein mag, lässt sich vielleicht erahnen, wenn man weiß, dass es außerhalb der Pflegefamilie weder leibliche Eltern, noch Angehörige oder Freunde gab. Unter dieser Voraussetzung wird ersichtlich, warum das erlebnispädagogische Konzept, auf das man gesetzt hatte, a priori zum Scheitern verurteilt war, ja sogar zu einer Verschärfung der Situation beitragen musste. Bei genauerer Betrachtung handelte es sich nämlich auch hier um eine Abschiebung und fügt sich somit nahtlos, gleichsam als vorläufiger Höhepunkt einer biographischen Bewegung in ein Erfahrungsmuster ein, das Dominiks Leben wie ein roter Faden durchzieht.

Wir sind uns darüber im Klaren, dass ein solcher Schnelldurchgang durch eine außerordentlich komplexe biographische Formation, wie sie bei Dominik begegnet, eine ganze Reihe von Fragen offen lassen muss. Unser Ziel war es zu zeigen, dass nur eine stringente, methodisch kontrollierte Analyse, wie sie die objektive Hermeneutik bereitstellt, sich Sequenz für Sequenz einer Wirklichkeitsschicht zu nähern imstande ist, die für Empathie nicht erreichbar ist und die auch nicht – weder mit den Betroffenen noch unter Experten - ausgehandelt werden kann. Das Kerngeschäft der Sozialen Arbeit ist und bleibt die »stellvertretende Deutung«: „Den KlientInnen gesellschaftliches Potential zur Bearbeitung von Problemen vorzuenthalten – was schon geschieht, sobald man den Beitrag der Wissenschaft dazu leugnet – spricht ihrem Leiden blanken Hohn.“ (Schrödter 2003, S.94). Dem haben wir nichts hinzuzufügen.

Literatur

- **Allert, Tillmann:** Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform, Berlin/New York 1998.
- **Cobus-Schwertner, Inge:** Zum Problem der Definition jugendpsychiatrischer Behandlungsbedürftigkeit, in **Gintzel/Schone** 1990, op.cit., S. 78- 89.
- **Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge** (Hrsg.): Jugendhilfe im gesellschaftlichen Wandel, Arbeitshilfe, Heft 42, Konzept und Redaktion **Josef Faltermeier**, Frankfurt/M. 1992.
- **Ferchhoff, Wilfried:** Jugend an der Wende des 20. Jahrhunderts. Lebensformen und Lebensstile, Opladen 1993.
- **Ferchhoff, W./Kurtz, Th.:** Professionalisierungstendenzen der Sozialen Arbeit in der Moderne, In: Neue Praxis 28, Heft 1, S. 12ff

- **Grubitzsch, Siegfried** (Hrsg.): Kinder und Jugendliche im Schnittpunkt psychosozialer Beurteilungsprozesse, Universität Oldenburg, Zentrum für pädagogische Berufspraxis, Oldenburg 1989.
- **Harnach-Beck, Viola**: Psychosoziale Diagnostik in der Jugendhilfe. Grundlagen und Methoden für Hilfeplan, Bericht und Stellungnahme, Weinheim und München 1995.
- **Hering, Sabine**: Die Zukunft hat schon begonnen, in: Sozial Extra, Schwerpunktheft »Die Zukunft der sozialen Arbeit«, Januar/Februar 1997, S. 3f.
- **Herrmann, Franz**: Jugendhilfeplanung als Balanceakt. Umgang mit Widersprüchen, Konflikten und begrenzter Rationalität, Neuwied 1998.
- **Institut für soziale Arbeit e.V.** (Hrsg.): Abschlußbericht zum Projekt „Fachliche und organisatorische Gestaltung der Hilfeplanung nach §36 KJHG“ im Jugendamt Herne, bearbeitet von **Merchel, J./Schrapper, Chr**, Münster September 1994.
- **Institut für soziale Arbeit e.V.** (Hrsg.): Hilfeplanung und Betroffenenbeteiligung, Soziale Praxis, Heft 15, Münster 1994.
- **Jöbgen, Manfred**: Diagnosen in der Erziehungshilfe. Zur Geschichte eines Problems, unv. Diplomarbeit am FB 2, Universität-Gesamthochschule Siegen 1998.
- **Merchel, Joachim**: Kooperative Jugendhilfeplanung. Eine praxisbezogene Einführung, Opladen 1994.
- **Merchel, Joachim**: Von der psychosozialen Diagnose zur Hilfeplanung – Aspekte eines Perspektivenwechsels in der Erziehungshilfe, in: **Institut für soziale Arbeit** 1994, op.cit. S. 44-63.
- **Müller, Burkhard**: Qualitätsprodukt Jugendhilfe. Kritische Thesen und praktische Vorschläge, Freiburg i.Br. 1996.
- **Oevermann, U./Allert, T./Konau,E./ Krambeck, J.**: Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften; in: **H.G. Soeffner** (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 352-434.
- **Oevermann, U.**: Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik, in: **Th. Jung/S. Müller-Dohm** (Hrsg.), »Wirklichkeit« im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt/M 1993, S. 106-189.
- **Oevermann, U.**: Hermeneutische Sinnrekonstruktion: als Therapie und Pädagogik mißverstanden, oder: das notorische strukturtheoretische Defizit pädagogischer Wissenschaft, in: **D.Garz/K.Kraimer** (Hrsg.), Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Beiträge zur Diskussion interpretativer Verfahren, Frankfurt/M. 1983, S. 113-155.
- **Oevermann, U.**: Konzeptualisierung von Anwendungsmöglichkeiten und praktischen Arbeitsfeldern der objektiven Hermeneutik (Manifest der objektiv-hermeneutischen Sozialforschung), unv. Ms., Frankfurt/M Juli 1994.
- **Oevermann, U.**: Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns, unv. Ms., Frankfurt/M.
- **Peters, Friedhelm (Hg.)**: Diagnosen – Gutachten – hermeneutisches Fallverstehen, IGFH-Eigenverlag, Frankfurt/M. 1999

- **Reichertz, Jo:** Das Dilemma des „klinischen Sozialwissenschaftlers“ und Sozialpädagogen, in: **Pfaffenberger, H./Schenk, H.** (Hrsg.), Sozialarbeit zwischen Berufung und Beruf, 1993, S. 205-220.
- **Rethmann, Benno:** Entscheidungsfindung in der Hilfe zur Erziehung. Die Umsetzung zentraler fachlicher Eckwerte des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) in der Hilfeplanung der Hilfe zur Erziehung im Zusammenhang der Diskussion betriebswirtschaftlicher Steuerung der Jugendhilfe, Dissertation Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Lohne 1997.
- **Rosenthal, Gabriele:** Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung, Frankfurt/M – New York 1995.
- **Schrödter, Mark:** Zur Unhintergebarkeit von Diagnose – Klassifikation in der Sozialen Arbeit, in: Widersprüche, Heft 88, Juni 2003, S. 85 – 100.
- **Schütze, Fritz:** Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der Sozialen Arbeit, in: **Rauschenbach, Th.** u.a. (Hrsg.), Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden der sozialen Arbeit, München 1993.
- **Schütze, Fritz:** Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der sozialen Arbeit, in: **Groddeck, N./Schumann, M.** (Hrsg.), Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und –reflexion, Freiburg i.Br. 1994, S. 189-287.
- **Schütze; Fritz:** Sozialarbeit als „bescheidene Profession“, in: **Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.-O.** (Hrsg.), Erziehen als Profession, Opladen 1992, S. 132-170.
- **Simon, Titus** (Hrsg.): Jugendhilfeplanung, Ergebnisse einer bundesweiten Untersuchung, Hohengehren 1997.
- **Späth, Karl:** Menschenbilder im Handlungskontext der Jugendhilfe, in: Sozialpädagogik 28 (1986), Heft 6, S. 283-290.
- **Späth, Karl:** Hilfeplan als Instrument einer modernen Jugendhilfe, in: Sozialpädagogik 36 (1994), Heft 2, S. 54-60.
- **Staub-Bernasconi:** Diagnostizieren tun wir alle – wir nennen es nur anders, in: Widersprüche, Heft 88, Juni 2003, S. 33 – 40.
- **Thiersch, Hans:** Ganzheitlichkeit und Lebensweltbezug als Handlungsmaximen der Sozialen Arbeit, in **Faltermeier** 1992, op.cit., S. 97-116.